

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Donnerstag, 12. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Siemos

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Anstalt einer sensationellen Gerichtsverhandlung.

Die Verhandlung war auf neun Uhr angelegt; aber längst vor neun Uhr war der Zuhörerraum schon überfüllt. Das Publikum der „oberen Zehntausend“ überwog; Neugierde ist eben von jeher ein guter Reporter gewesen. Wenn man Aussicht hat, etwas Intimes zu hören, legt auch der höchste Steuerbescheid nicht die Verpflichtung auf, die Schranken des Gerichtssaals zu meiden. Man sah Toiletten wie bei einer Premiere.

Das war es ja wohl, was diese eleganten Damen und korrekten Herren hierher gelockt hatte: sie hatten das Empfinden, daß Viola Andersen — ein neues Gastspiel gab. Ein Gastspiel, das sehenswert sein würde, wenn es auch in den Räumen der Justiz, statt in denen des Schauspielhauses stattfand.

Drei Gruppen waren innerhalb des Publikums zu unterscheiden: Ganz im Hintergrund an der Wand saßen die ständigen Besucher dieses Saales, die Kriminalstudenten; sie fühlten sich sozusagen heimisch und traten die Parkettplätze an die seltenen Gäste ab. Links am Fenster saß eine Gruppe junger Damen und Herren, lebhaft, aufgeregte, etwas Künstlerhaftes an sich; die Kollegen und Kolleginnen der Andersen, die sich für deren Schicksal interessierten. Und alle anderen, das war — ja, das war das Premierenpublikum.

Staatsanwalt Seiden war ein geschworener Feind aller Unpünktlichkeit. Drei Minuten vor neun Uhr nahm er seinen erhöhten Platz im Sitzungssaal ein und wartete auf das Erscheinen des Gerichtshofes. „Wahrhaftig“, konstatierte er mit einem grimmigen Lächeln, einem Lächeln der Verachtung, wie es ein ausgezeichnete Jurist für ein urteilsloses, sensationslüsternes Publikum immer bereit hat, „wenn die Justizverwaltung den Prozeß durch Presse und Radio möglichst bekanntgemacht hätte, der Saal könnte nicht überfüllt sein.“

Als ob er das Publikum mit Verachtung strafen wollte, schlug er die Akten auf und blätterte angelegentlich darin. Aber weil er nichts Bestimmtes suchte, gelang es ihm nicht, über die Zuhörer hinwegzusehen. Es war da etwas, was seinen Blick immer wieder von den Notizen ablenkte; irgend eine geheimnisvolle Kraft stemmte sich gegen den Versuch zur Arbeit. Habe ich Lampenfieber?, fragte sich Seiden. Ich amtiere heute doch nicht zum ersten Male! Es ist doch wirklich kein besonders schwieriger Fall, den ich zu vertreten habe.

Und doch konnte er nicht arbeiten. Unruhe ist ansteckend; die Unruhe des Publikums übertrug sich auf ihn. Noch nie hatte er so deutlich gefühlt wie heute, daß sich aller Augen auf ihn, als den Vertreter der Anklage, richteten.

Und zu dieser Unruhe und Unsicherheit gesellte sich plötzlich das Bewußtsein, beobachtet zu werden. Deutlich fühlte er, daß ein Augenpaar ihn fest, fast hypnotisch anstarrte.

Dieses Augenpaar gehörte einer jungen, fast übertrieben einfach gekleideten Dame an, die in der vordersten Reihe des Zuhörerraumes saß. Trotz der Entfernung sah Seiden deutlich ein schmales, raffiges Ge-

sicht mit dünnen Lippen und großen, von langen Wimpern überschatteten Augen. Irgendwo, das wußte er, hatte er dieses Gesicht, das ihn mit so starrer Versunkenheit fixierte, schon erblickt. Irgendwo! Aber er erinnerte sich nicht, wo es gewesen sein konnte. Er wußte, daß diese Dame keine persönliche Bekannte war; seine persönlichen Bekannten waren überhaupt dünn gesät.

Eine Schauspielerin, die er vom öffentlichen Auftreten her kannte? Unwahrscheinlich; sie würde auffälliger gekleidet gewesen sein, sich wohl auch nicht von ihren Kollegen isoliert haben.

Ihm kam die Idee, daß er die Bekanntschaft dieser Dame vielleicht auf amtlichem Wege gemacht hatte. War sie am Ende schon auf der Anklagebank gewesen? Kannte er ihr Bildnis aus dem Verbrecheralbum oder dem Polizeifahndungsblatt? Bedeutete die Starrheit ihres Blicks Haß und Rachsucht?

Vielleicht hätte Dr. Seiden noch in diesem Augenblick die Ähnlichkeit dieser Dame mit Regierungsrat Lamont festgestellt, wenn er nicht plötzlich abgelenkt worden wäre. Am Presstisch tauchten nämlich zwei Männer auf, deren Erscheinen dem Staatsanwalt einen Laut des Staunens entlockte.

Nanu!, dachte sich Seiden, der Hammer und der Korkzieher sind hier? Was tun die beiden hier? Oder hat am Ende sogar die hohe Polizei eine kleine Schwäche für die böse Zunge einer Schauspielerin?

Wer die Geschichte des Hochstaplerpaares Gregor Wilms und Mieke Müller-Rothe kennt, weiß, daß es lediglich das Verdienst des Korkziehers und des Hammers war, wenn das saubere Paar endlich entlarvt und dingfest gemacht wurde. Der weiß auch, daß die Namen Korkzieher und Hammer keine bürgerlichen Namen sind, sondern die Namen Doktor Paul Carsten und Ernst Gambichler nur bei Eingeweihten ersehen. Der weiß endlich, daß Doktor Carsten und Gambichler zwei angesehen, miteinander auf Gedeih und Verderb zusammenarbeitende Polizeikommissare der Landeskriminalpolizei waren.

Welchem Umstand sie ihre komischen Spitznamen verdankten? Das ist eine lange Geschichte. Sie hing letzten Endes mit Hans Griesinger zusammen: Als Hans Griesinger einst auf Veranlassung der beiden Kommissare festgenommen wurde, schüttelte er dem Schuhmann, der ihn zum Nachlokal führte, sein Herz aus und prägte folgende historisch gewordene Kritik: „Der lange Paul“ — gemeint war Doktor Carsten — „ist besonders gefährlich. Wenn er irgendwo Beute wittert, läßt er sie nicht los. Immer und immer bohrt er, ganz geräuschlos, bis es auf einmal einen Knall gibt; dann ist der Kork gesprungen, und der lange Paul hat gewonnen. Der echte Korkzieher, der Paul; jedes Problem ist so eine Art Sekt, der ausgeöffnet werden muß. Und der dicke Ernst“ — diese Charakteristik betraf den Kommissar Gambichler — „ist mir nicht viel lieber. Bohren tut er nicht so viel wie sein Kollege; aber zugreifen tut er. Und wenn er irgendwo einen Sekt wittert und der Propfen will nicht springen — bums, nimmt er einen

Hammer, schlägt der Flasche den Hals ab und trinkt zu; zutrinken versteht er."

Man wird verstehen, daß Staatsanwalt Seiden über den Besuch dieser seltenen Gäste erstaunt war. Die Gelegenheit, sie nach dem Grund ihres Erscheinens zu fragen, entging ihm, denn es schlug eben neun Uhr. Pünktlich betrat Präsident Schuring den Sitzungssaal.

"Wo ist denn die Angeklagte und ihr Verteidiger?", war die erste Frage des Vorsitzenden.

"Rechtsanwalt Ißenbeil ist vorhin ans Telephon gerufen worden. Die Angeklagte habe ich überhaupt noch nicht gesehen", erwiderte der Justizwachtmeister.

Es wollte allen Anwesenden scheinen, als sei das Ausbleiben der Angeklagten kein zufälliges. Ein Raunen der Spannung ging durch den Saal. Seiden hob rasch den Kopf. Er wollte sagen, daß er Haftbefehl gegen Viola Andersen beantrage; aber er kam nicht dazu, jetzt erschien Rechtsanwalt Ißenbeil in der Tür.

"Ich bitte um Verzeihung", nahm Ißenbeil ohne Förmlichkeit das Wort. "Die Angeklagte kann noch nicht hier sein. Ich bin eben telephonisch verständigt worden, daß sie in A . . . Stadt heute morgen infolge Lokomotivdefekts den Anschluß nicht mehr erreicht hat. Sie hat sich ein Auto genommen und hofft bis zehn Uhr dreißig Minuten hier zu sein."

"Welche Garantie haben wir dafür", wandte Seiden ein, "daß Fräulein Andersen sich wirklich auf dem Wege hierher befindet? Kann sie es nicht vorgezogen haben, das Weite zu suchen?"

Ißenbeil entgegnete kühl: "Sie hat die Verhandlung nicht zu fürchten. Im übrigen steht es Ihnen ja frei, bei der Bahnhofstation in A . . . Stadt telephonisch anzufragen, ob es mit dem Lokomotivdefekt seine Richtigkeit hat."

So kam es, daß die Sitzung zunächst kurz unterbrochen wurde. Seiden entfernte sich, um das Telephongespräch zu führen. Ißenbeil nahm am Verteidiger-tisch Platz. Er zweifelte nicht, daß Viola Andersen erscheinen würde. Er kannte sie; wenn sie erklärte, daß sie den Zug wegen Lokomotivdefekts versäumt hatte, dann konnte er Gift darauf nehmen, daß diese Erklärung richtig war. Er wußte, daß der Staatsanwalt Kleinsaut würde zugeben müssen, daß es mit dem Lokomotivdefekt seine Richtigkeit habe. Und er gönnte ihm diese Schluppe, denn er fand das Verhalten des Staatsanwalts, den er bisher immer als ausgezeichneten Juristen verehrt hatte, im Falle Andersen gar nicht fair.

Es kam, wie Ißenbeil vorausgesehen hatte. Seiden kam zurück und schloß sich dem Antrag des Verteidigers auf Unterbrechung der Sitzung bis zehn Uhr dreißig Minuten an, weil die Angeklagte unterwegs unverschuldet Verspätung erlitten hatte.

Wäre es um die Justiz nicht eine so bitter ernste Sache, Vater Staat könnte Geld an ihr verdienen. Der Finanzminister, der den Eintritt zu den Gerichtsverhandlungen von Eintrittsgeldern abhängig machte, würde einen ordentlichen Baken Geld hereinbekommen. Schade auch, daß die Justiz keine Totalisatoren kennt; wie nerventöndelnd für ein paragrafenliebendes Publikum, auf Freispruch oder Verurteilung, Gefängnis oder Zuchthaus zu sehen! Wer die erhitzten Gespräche der Zuhörer in den Gängen des Justizpalastes je mit zugehört hat, könnte meinen, daß hier gewettet wurde; die Anhänger des Verteidigers streiten mit der Gesolgschaft des Staatsanwalts, als gälte es eigenen Einsatz.

Nicht alle Gespräche können wiedergegeben werden, die sich im Falle Andersen zwischen neun und zehn Uhr dreißig Minuten in den Wandelgängen abspielten. Aber es lohnt sich, wenigstens diejenigen anzuführen, die die am Prozeß beteiligten Juristen führten.

Als Rechtsanwalt Ißenbeil den Sitzungssaal verließ, gesellte sich an seine Seite ein junger, blonder Wuschelkopf, der in gläubiger Ergebenheit zu ihm aufschaute. Dieser blonde Wuschelkopf gehörte Lilly Behrens an, die im Stadttheater die sentimentale spielte.

"Wie steht es, Herr Rechtsanwalt?", fragte sie und klammerte ihre Hand ängstlich um die Rechte Ißenbeils. Ißenbeil zuckte mit der Achsel: "Seit gestern hat sich nichts Neues ereignet." Das war keine sehr tröstliche Nachricht; und doch, wenn es Ißenbeil sagte, mit seiner tiefen, männlichen Stimme, klang es beruhigend.

"Wie heißt der Staatsanwalt?", fragte Lilly Behrens und warf Seiden einen Blick zu, der sogar einen Staatsanwalt schrecken konnte.

"Seiden", erwiderte Ißenbeil kurz. "Sonst einer der tüchtigsten Juristen. Bisher hatte er immer Instinkt für das Richtige."

Und nach einer kurzen Pause fuhr Ißenbeil ungehalten fort: "Ihre Freundin ist übrigens selbst schuld, daß die Sache so verflochten ist. Wenn man grob angefaßt wird, kann man sich nicht mit Glattehandschuhen wehren. Und Gift bekämpft man durch Gift und nicht durch Zuckerrwasser. Ich habe für diese Art von Roblesse kein Verständnis, machte ich es nicht Ihnen zu liebe, hätte ich die Verteidigung niedergelegt. Ich bin nicht gewohnt, mir die Hände binden zu lassen."

Das hörte Lilly Behrens nicht zum ersten Male. Und sie gab innerlich dem Rechtsanwalt recht. Aber schließlich halfen alle Zornesausbrüche nichts: man mußte Viola nehmen, wie sie war.

"Sie wissen doch, daß Viola zu nobel ist, Gleiches mit Gleichem zu vergelten", warf sie ein.

Der Rechtsanwalt sah sie kopfschüttelnd an. Auch wenn er heftig war, verlor er seine Ruhe nicht. Aber seine Worte klangen dann fast traurig:

"Roblesse nennen Sie das, Fräulein Behrens? Wissen Sie, welches Gefühl ich zuweilen habe? Daß Ihre Freundin unglücklich wäre, wenn sie rehabilitiert würde. Sie zählt zu den Menschen, die, Gott weiß warum, unglücklich sind und die das Unglück als einzigen treuen Gefährten brauchen."

Lilly Behrens erwiderte nichts. Was Ißenbeil jetzt eben sagte, hatte sie unausgesprochen gefühlt: Viola war unglücklich und wollte es bleiben. Und während Ißenbeil in seinem beruhigenden Ton ihr erklärte, wie sich seiner Ansicht nach Viola gegen die Anklage wehren müsse, hatte Lilly eine Art Vision. Sie sah einen Teil der Lösung. Viola liebte unglücklich, und diese unglückliche Liebe lähmte ihr die Schwingen. Das war des Rätsels Lösung. Viola liebte. Aber wen?

Um die gleiche Zeit unterhielten sich Staatsanwalt Seiden und die beiden Polizeikommissare.

"Was tun Sie hier?", fragte Seiden. "Sind Sie als Beamte hier oder als Privatleute?"

"Sozusagen beides", erwiderte Doktor Carsten. "Einerseits, andererseits. Einerseits haben wir keinen Auftrag und andererseits glauben wir, daß hinter der Sache ein Problem steckt."

"Ach so, der Korkzieher!", entfuhr es dem Staatsanwalt unwillkürlich.

Doktor Carsten nahm die Bemerkung nicht übel. "Meinetwegen. Nennen Sie es ruhig Korkzieher-Manie; aber so einfach, wie Sie sich die Sache vorstellen, wird sie, glaube ich, nicht liegen."

"Völlig einfach", erwiderte der Staatsanwalt mit Überzeugung. "Es steht Aussage gegen Aussage. Entweder lügt er, oder sie. Ich bin überzeugt, daß sie lügt." (Fortf. folgt.)

Träumender Sommermittag.

Von Franz Dingia.

Es weht der warme Sonnenschein
Um alle Dinge einen Traum
So wunderbar und zart und fein,
Und füllt mit Glück den weiten Raum.
Der Wald ist still und feierlich,
Und in der tiefen Mittagstuh
Wölbt hoch der blaue Himmel sich, —
Ein Wölklein zieht der Ferne zu.
Der Sonnengeister zarter Sang
Strömt segnend über Raum und Bett.
Veronnen weht ein Zauberklang
Aus holder Luft und Seligkeit.

Abenteuer um fünf.

Von Franz Dattner, Wien.

Die Beleuchtung in den Logen ist ungemein diskret und der Kellner ist so vornehm, wie der Prinz von Ligne, Unikum — wie Adolphe Menjou. Das Schicksal dieses Nachmittags kreuzte die Beine, ein paar elastische, schlanke Beine. Ein blondes Schicksal hat sein Gutes: besonders wenn es plötzlich kniefrei wird und ein Banjo dabei die schicksalschwere Frage erörtert, ob Yvonne wirklich meine Sonne sei. Ob sie Yvonne hieß, wußte ich zwar nicht. Ich taxierte sie auf Lotte, verworfen wie ich schon bin und exekutierte eine Verbeugung (Lampenfieber hatte ich genügend). Sie war grazios, diese Verbeugung, aber die entzückende junge Dame lächelte nicht, sie stand nur auf. Überhaupt man muß tobern sein, so um fünf Uhr herum. Ein Tango ist eine beklemmende, seriöse Angelegenheit. Wir taten also nur so als ob wir Freunde wären.

Sie hielt die Augen geschlossen und schwebte geradezu klassisch in meinen Armen. So habe ich mir immer eine antike Statue vorgestellt — was das Gewicht betrifft. Es war an der Zeit, etwas geistreiche Konversation zu machen. Ich sagte also: „Seib ist es hier, finden Sie nicht?“

Um fünf Uhr Nachmittag bin ich immer so geistreich. Aber es half nichts. Die junge Dame schwieg beharrlich, so daß ich nochmals beginnen mußte: „Es tanzen wirklich zuviel Menschen.“

Darauf sagte sie nur: „Quatsch!“

Man muß auf alles gefaßt sein. Beharrlichkeit ist eine Tugend des Mannes, wenn er Tango tanzt. Ich bemerkte also schüchtern: „Tanze ich sehr schlecht?“ Sie wendet mir auf einen Augenblick ihre himmelblauen Augen zu und meint verwundert: „Sagen Sie, Menschenkind, wozu reden Sie eigentlich so viel?“

Ich denke mir das zwar auch, meine aber trotzdem bescheiden: „Wissen Sie, ich höre mir so gern zu.“ Lotte oder Yvonne schweigt wieder. Es bleibt mir nichts übrig, als ihre Aufmerksamkeit auf eine Dame im Vordergrund zu lenken, die jetzt genau wie sie vorher, seibenglänzende Knie zur Schau stellt.

Ich bin natürlich enttäuscht und sage: „Es ist doch unglaublich von einer Frau, sich derartig hinzusehen!“ Und jetzt ist Kontakt da. Sie ist natürlich ebenso enttäuscht wie ich. Dann meint sie schwärmerisch: „Meine Beine sind übrigens hübscher!“ Sie wird zusehends wärmer. Wir haben ein Gesprächsthema und sie verrät mir, daß sie Gummistriumpfe trägt. In der Nacht natürlich: Am Tage wäre das etwas unmögliches. Das machen nur alte Frauen die Krampfäden haben.

Die Musik wird immer schwächer, auch mir wird schwül. Der Abend beginnt pikant zu werden. Und jetzt stellt sie auch prompt die Frage aller Fragen: auf wie alt ich sie eigentlich schätze. Das ist eine fürchterliche Frage, ein Mann hat doch niemals das Alter einer Frau richtig erraten. Deshalb murkse ich etwas herum, aber sie, sie ist eben eine Frau und machte es wie während Alexander der Große mit dem gordischen Knoten. Sie erklärt feierlich: „Ich bin zweiundzwanzig.“ Ich erwidere, daß ich sie für zwanzig geschätzt hätte, darauf sie gerizt: „Glauben Sie es vielleicht nicht?“

„Sie sind zum Anbeißen, meine Gnädigste.“

Sie lehnt sich zurück: „Ich bin verheiratet.“

„Das ist Pech“, sage ich.

Triumphierend: „Ich bin aber schon wieder geschieden.“

Jetzt beginne ich zu sprühen: „Früh geschieden hat noch niemand gereut, meine Gnädigste.“

Yvonne lächelt faszinierend: „Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Ich bin erst heute geboren worden, da ich Sie heute zum erstenmal sah.“

„Gott, wie blöd.“

„Was haben Sie gesagt?“ Das Publikum beginnt zu applaudieren. Ich bemerke, daß wir gar nicht mehr Tango tanzen. Aber jetzt beginnt die Wiederholung. Ich denke, es ist an der Zeit, mich vorzustellen. Ich nenne meinen Namen. Sie sieht mich erstaunt an. In ihren Augen ist deutlich „Esel“ zu lesen. Wer stellt sich heute einer Dame um fünf Uhr vor? Ich bin total unmodern. Sie errät meine Gedanken und meint gönnerhaft, während sie sich in meine Arme schmiegt: Ach, machen Sie sich doch nichts daraus. Ich werde Ihnen meine Telephonnummern geben. Wie ich heiße, ist auch Nebensache.

Natürlich, Name ist Schall und Rauch, im kleinen Haus am Michigansee wissen sie auch nicht wie sie heißen.

Plötzlich ein unterdrückter Laut von Yvonne, ein Erdröten und ich habe keine Tänzerin mehr. Sie ist weg, spurlos verschwunden.

Das Parquet Lumineux ist eine wunderbare Erfindung, besonders wenn man allein und verlassen in der Mitte steht. Es gibt der Erscheinung gewisse rosarote Lichttöne ...

Und jetzt kommt sie mit einem Herrn an mir vorbei. Aha, sie ist erwischt worden! Aber nein, sie sieht mich an. Dieser Blick! So ein Blick in eine männliche Nachmittagsseele ist verheerend! Ich fühle etwas in meiner Hand: Surra! Die Telephonnummer.

Und jetzt ist Yvonne oder Chiquita oder Lotte an mir vorbei, ein bißchen Parfum — der Duft, der eine schöne Frau begleitet.

Ich öffne verstockt die Finger.

Es sind fünf Mark.

Sie hat mich also für den Eintänzer gehalten.

Ich verzichte von nun an auf alle Abenteuer um fünf Uhr. Aber eines weiß ich nicht: Soll ich mir eigentlich etwas einbilden oder soll ich mich schämen?

Silber-Wasser.

Von Joh. Jos. Kuppel.

Die junge Brut der kleinen Fische treibt es hoch aus den Schlafgewächsen und Abenddichten der Tiefe empor in die Sonne.

Sie schweben in ungeheuren Schwärmen, Rücken neben Rücken, Flosse neben Flosse, Kopf neben Kopf, eine hinter der andern und wieder hinter und unter der andern unter der blauen Haut des Wassers und seiner durchsichtigen Klarheit ... eine in einen riesigen Teppich eingewebte feine Stiderei, die durch ihre kribbelnde Fülle das Auge verwirrt.

Es sind Hunderttausende und abermals Hunderttausende von jungen Fischen, die es an diesem Sonntag in die oberen Schichten des Wassers gezogen hat. Drüben in den blendenden Wassern setzen sich die Schwärme fort, ein geschlungener Strom kleinwüchsiger Fischleiber. Soviele Millionen, daß man nicht weiß, woher sie auf einmal gekommen sind. Aber sie leben und sind da.

Die Wachtposten gleiten an den Rändern des Millionenstromes entlang.

Sie patrouillieren unter und über ihnen.

Sie halten die unerfahrene Masse zusammen, die fast ausgerichtet, in Reih und Glied schwimmenden Schwärme, die sich genau wie Soldaten auf dem Marsch zusammengedrängt haben.

Eine tolle Daseinslust rast und locht in dem vom dunklen Grunde aufgestiegenen Millionenvolk kleiner Fische. Eines nach dem andern nippt mit rotem Mündchen blühschnell an dem verbottenen Luftreich über dem Wasser. Dem eleganten gewandten Borwip folgt ein schußschnelles Hinabtauchen in tiefere Wasserfelder — eine überaus jähe Wendung, die den ganzen biegsamen Körper herumreißt und den silbernen Bauch zeigt.

Und da dies nicht nur eines unternimmt, sondern Hunderte und Tausende in jedem Rud der Zeit unternehmen, in jedem Punkt einer Sekunde, blühen Tausende silberner Bauchseiten, die von einem leisen Violett, einem zarten Kupferbraun, einem lieblichen Papageiengrün, einem schimmernden Feuchtblau gleichzeitig überfunktelt sind, in den Formen von geschwungenen kleinen Dolchen schneidrig und gleißend an der Oberfläche des sonnengetroffenen Wassers.

Ein silbernes, engmaschiges Netz wird da geschwungen.

Manchmal schraffiert und frisst der Wind das Wasser. Dann ist es, als ob ein weißes Schneetreiben in den Wassern begonnen habe. Hier erscheint das Silber in einer wunderbar lebendigen und vielerischen Form, in einem funkelnden taumeligen Sichhaschen, Durcheinanderklüpfen, Sichneden und Auseinanderdrängen, das tausend verworrene und jäh wieder auseinandergezogene Maschen bildet ... einen Regen kleiner Halbmonddolche, der auf geheime Befehle hin jählings silberstarrte Ecken vortäuscht und wieder nach allen Richtungen auseinanderstiebt.

Jach schießt der lange Millionenstrom der Kleinfische auseinander. Teile von ihm springen förmlich, von einer unerklärlichen Kraft hochgeschleudert, aus dem angeborenen Element des Wassers, schweben als silberne Krumen zügelnd einen Augenblick über der Wasserplatte.

Zwei grauschwarze silberfunkelnde Leiber schießen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit mitten durch den spielenden, blühenden Strom der jungen Fische, das Raubmaul klaffend aufgesperrt, das keine Gnade kennt.

Es sind zwei ausgewachsene Makrelen, die sich ihre hungrigen Mägen füllen und einen langen, schrecklich lichternden Kanal durch die auseinanderjagenden Massen der wehrlosen jungen Fische fressen.

Kaum ist die Gefahr vorüber, sammeln sich auch schon die undurchdringlich dichten Büge der Jungfische wieder.

Von neuem erfolgt nach kurzer Zeit das aufregende Springen aus dem Wasser, das rasende Davonschießen und Ausweichen nach allen Richtungen. Der blühende vielmaschige Teppich aus Silber zerfällt in einzelne Fäden. Aber noch erkennt man den Weg, den diesmal sechs Raubfische genommen haben.

Etwas grausam Blutgefrierendes liegt in diesem furchtbaren Raubzug, der sich immer, den ganzen Tag über, im Abstand einiger Minuten wiederholt und dem die jungen Fische machtlos ausgeliefert sind.



Das Reich der Technik



Vom Windrad zur Weltkraftkonferenz.

Von Dipl.-Ing. Dr. Artur Hamm.

Die im Juni in Berlin tagende Weltkraftkonferenz ist eine Veranstaltung, deren Bedeutung weit über die großen, selbst internationalen Gelehrten tagungen hinausgeht. Für uns Deutsche als Gastgeber bietet sich dabei eine organisatorische Aufgabe von seltenem Reiz. Eine Tagung, an der viele Tausende von Ingenieuren aus allen Ländern und Erdteilen teilnehmen, auf der eine noch gar nicht übersehbare Anzahl von Vorträgen gehalten werden sollen, ist so zu organisieren, daß jeder Teilnehmer auf seine Rechnung kommt, daß er an den Vorträgen teilnehmen kann, die ihn am meisten interessieren und jeder Redner wiederum die Zuhörer findet, die auf seinem Sondergebiete am meisten beschnitten sind. So erhält die sich anspinnende Erörterung — denn sie ist das Ziel und der Zweck der ganzen Veranstaltung, die Aussprache zwischen den Sachgenossen bringt erst Leben und Anregung in die zuweilen eintönige Arbeit des Einzelnen — den stärksten Antrieb. Es wird noch heißer Arbeit bedürfen, um in der vor uns liegenden kurzen Zeit dieses Programm durchzuführen, denn noch täglich laufen Anmeldungen von Vorträgen ein.

Es gibt in Deutschland ein Museum, wie es einzig in der Welt dasteht, das Deutsche Museum von Meisterwerken der Technik und Naturwissenschaft in München, das jetzt Henry Ford mit ungeheuren Kosten in Dearborn nachzuahmen sich bemüht. Hier findet sich ein großes Bild, die Sonne als Spenderin aller technisch oder industriell nutzbaren Kraft. In der Tat rührt fast alles — dieses weist auf eine Ausnahme hin, die zwar im Ganzen nichts zu bedeuten hat, aber um so interessanter ist — was wir für unsere technischen Zwecke auf der Erde an Energie nutzbar machen können, in irgend einer Weise von der Sonne her. Dieses Symbol sollte daher über der kommenden Weltkraftkonferenz stehen. Die ältesten verwendeten Kräfte waren die Muskelkraft von Mensch und Tier, die ja auch heute noch, trotz aller technischen Fortschritte, von größter Bedeutung sind. In einer Entwicklung von vielen Jahrtausenden, die wir nur zum allerkleinsten Teil überschauen, gelang es, zur Nutzung motorischer Kräfte vorzudringen. Es waren die Energie des strömenden Wassers und des Windes, die sich in den Dienst der Menschheit fügen mußten. Uns erscheint heute eine Welt ohne Windmühlen und Wasserräder undenkbar, und doch hat es unvorstellbar lange gedauert, bis die Menschheit diese Anfänge der Technik zu schaffen gelernt hat. Wie viel Arbeit wurde darauf verwendet, bis man einfaß, daß ein starkes Wassergesälle am günstigsten zur Ausnutzung sei! Die ältesten Mühlen wurden noch einfach schwimmend im Flusse festgemacht, wo das langsam fließende Wasser träge das Rad drehte. Und abermals Jahrtausende hat es gedauert, bis sich die Menschheit von diesem zu einem wesentlich höheren Niveau erhob, bis im 18. Jahrhundert Ingenieure vom höchsten Range, von Newcomen bis James Watt und Stephenson lehrten, die Energie des Wasserdampfes nutzbar zu machen, unabhängig von Wind und der Menge des im Regen fallenden Wassers zu werden. Die Dampfmaschine brachte die Ausnutzung der seit Jahrtausenden in der Erde ruhenden Sonnenwärme der Steinholzeit. Damit wurde die größte und folgenreichste Revolution der Weltgeschichte eingeleitet, eine Revolution, die auch gegenwärtig immer noch andauert und deren Wirkungen noch längst nicht verklungen sind.

Es wurde oben von einer Ausnahme gesprochen, die das allgemeine Gesetz, nach dem alle Energie von der Sonne stammt, erleidet. An manchen Orten unserer Erde tritt die Wärme des Erdinneren, die vulkanische Energie, ständig autage. Heiße Dämpfe entquellen dem Erdboden, kochende Quellen steigen auf und machen sich teils durch ihre Wärme, teils durch ihren Gehalt an Mineralien nützlich. In anderen als Heilswässern sind diese Kräfte früher nie benutzt worden. Erst in neuester Zeit ist dies gelungen. In Lardarello in Italien hat man die Dämpfe aufgefangen und zum Antrieb von Maschinen verwendet. In Island, das besonders reich an heißen Quellen ist, leitete man sie in Röhren und benutzte das heiße Wasser zur Heizung einzelner Häuser, neuerdings sogar der Hauptstadt Reikiavik. Hier liegt also eine Energiequelle rein irdischen Ursprungs vor, wenn man davon absieht, daß unsere ganze Erde ein Kind der Sonne ist.

Es erübrigt sich, zu schildern, was heute für uns die maschinell erzeugte Energie bedeutet. Niemand, auch nicht

im letzten Winkel der Gebirge und Wüsten, kann sich ihren Einwirkungen entziehen. Merkwürdig ist aber, wie fast auf allen Gebieten der Erdoberfläche, von ganz wenigen abgesehen, die Kohle, die wiederaufgefundene Sonnenenergie längst vergangener Zeiten, die Oberhand behält über die gegenwärtige Sonnenenergie, die sich in Wasser- und Windkraft äußert. Im Volksglauben ist es freilich gerade umgekehrt, da wird der Wasserkraft eine geradezu mythische Bedeutung beigemessen und das Land als besonders reich betrachtet, das viele Wasserkräfte besitzt. Im Gegensatz dazu steht indessen die wirtschaftliche Wirklichkeit, gerade Kohlenlager bedeuten den größten Reichtum. Man denkt leicht an ihre Erschöpflichkeit und die Unererschöpflichkeit der Ströme, aber dabei wird vergessen, daß die gegenwärtig bekannten und genutzten Kohlenlager noch gut und gern ein Jahrtausend vorhalten werden und daß die Ausnutzung der Kohle noch einer gewaltigen Steigerung fähig ist. Kann man doch bisher auch in den modernsten Anlagen kaum 25 Prozent des Energiegehaltes der Kohle ausnützen, im Durchschnitt aller bestehenden Anlagen noch weit weniger. Durch rein technische Verbesserungen läßt sich also die Lebensdauer unserer Kohlenlager auf vier bis fünf Jahrtausende mindestens erhöhen. Denken wir an die ungeheuren technischen Fortschritte, die die letzten 1½ Jahrhunderte gebracht haben, so können wir wohl nicht daran zweifeln, daß bis zur Erschöpfung der Kohlenlager die Menschheit Mittel und Wege gefunden haben wird, Energie aus anderen Quellen zu gewinnen.

Das sind also nicht die Sorgen von heute, aber sie stehen in innigster Berührung damit. Denn gerade die beste Ausnutzung der Kohle ist das Problem, das in den letzten Jahren die Erörterung beherrscht hat. Vor allem in den Elektrizitätswerken, die heute mit die stärksten Kohlenverbraucher sind, weil sie auch den größten Teil der Kraft liefern, die in der Industrie gebraucht wird. Hier vollzieht sich die Entwicklung auf zwei Linien, die man die europäische und die amerikanische nennen könnte. Die Amerikaner, die im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete des Elektrizitätswerksbaues durchaus führend waren, suchten den Kohlenverbrauch herabzudrücken, indem sie in ihren Kraftwerken immer höhere Kesseldrucke anwendeten. Zahlreiche deutsche Ingenieure sind in den letzten Jahren nach Amerika gepilgert, um dort davon zu lernen. Währenddessen wurde in Europa ein anderes Verfahren entwickelt, das darauf beruht, dem mit verhältnismäßig geringem Druck erzeugten Dampfe durch besondere Mittel große Wärmemengen zuzuführen, ihn über seine natürliche Temperatur hinaus zu überhitzen. Der Erfolg war bedeutend, und jetzt kommen wiederum die amerikanischen Ingenieure nach Europa, um diese Anlagen zu studieren. So findet eine ständige Völkerverwanderung der Ingenieure über den Ozean statt und je nachdem, wer gerade die größten Fortschritte zu verzeichnen hat, herrscht die ostwestliche oder die westöstliche Richtung vor.

Außer mit diesen Fragen befaßt sich die Weltkraftkonferenz mit den Anwendungen der Elektrizität auf den verschiedensten Gebieten. Elektrizität ist ja heute das überall gebrauchte Tauschmittel der Energieerzeugung, die mechanische Kraft von Wasserrädern und Dampfmaschinen wird zunächst in elektrische Kraft verwandelt und so dem Verbraucher zugeführt, der sie je nachdem wieder in motorische Kraft, in Licht oder Wärme verwandelt. Daher wird die Erörterung der Anwendung der Elektrizität im Haushalt, im Gewerbe und in der Landwirtschaft einen breiten Raum auf der Weltkraftkonferenz einnehmen. Können hier die Amerikaner aufzeigen, in wie hohem Grade bei ihnen bereits der Haushalt elektrifiziert ist, so kann Deutschland mit Stolz darauf hinweisen, daß nirgendwo anders die Landwirtschaft so gut mit elektrischem Strom versorgt ist, wie bei uns, daß die Zahl der Dörfer ohne elektrischen Anschluß sehr gering ist und die Strompreise mäßig sind. Für eine rationell arbeitende Landwirtschaft ist das von allergrößtem Werte.

Die Weltkraftkonferenz hat auf ihrer ersten Volltagung in London 1924 drei Verhandlungssprachen festgesetzt, deutsch, französisch und englisch. In diesen Sprachen sind alle Vorträge zu halten, die von der Konferenz veröffentlicht und den Teilnehmern zugestellt werden. Die Konferenz wird zeigen, daß in Deutschland die Notwendigkeit internationaler wissenschaftlicher Arbeit klar erkannt wird und daß es auf diesem Gebiete Anregungen zu geben hat, wie kaum ein anderes Land.